

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 14 (1910-1911)

**Heft:** 7

**Artikel:** Die Brieftasche : italienische Novelle

**Autor:** Lundquist, Ernst

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664704>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 25.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Ostertag. \*)

Ostertag!  
Horch, was regt sich leis im Hag?  
Finklein lockt mit feiner Kehle  
Aus dem Schlaf die Liederseele,  
Bis es jauchzt mit hellem Schlag:  
Sei willkommen, Ostertag!

Ostertag!  
Wie die Sonne leuchten mag!  
Von des Himmels hohen Zinnen  
Läßt ihr Gold sie niederrinnen,  
Dass es flammt aus Busch und Hag:  
Hosanna, Ostertag!

Ostertag!  
Was ich Leides in mir trag',  
Muß verwehen, muß vergehen;  
Denn ein siegreich Auferstehen  
Mahnt, so weit ich schauen mag:  
Freue dich, 's ist Ostertag!

## Die Brieftasche.

Italienische Novelle von Ernst Lundquist.

Der schöne Serafino, der Bettler mit dem Stelzfuß auf der Piazza Trinità dei Monti, die alle Romreisenden kennen, war nicht durch einen Unglücksfall zu seinem Beruf gezwungen worden: er war nur mit einem Bein geboren. Als er ein Stück weit auf dem Weg zu dieser Welt war, versprach seine arme Mutter der wundertätigen Madonna in St. Agostino, der Spezialistin in allen Geburtsangelegenheiten, eine Wachsferze zum Dank dafür, wenn es ein Junge, ein Maschio, würde. Ein Sohn kann ja immer leichter sich selbst und eine Mutter versorgen, als ein Mädchen, das nur Mühe und Kosten verursacht. Als aber Serafino das Licht der Welt mit einem triumphierenden Geschrei begrüßte, da war er nicht allein ein Maschio, sondern auch — o Gipfel des Glückes! — ein povero monco, ein Krüppel, dessen Zukunft also gesichert war und dies ohne Krankheit, ohne Operation, ohne Schmerzen, ohne natürliches oder absichtliches Unglück — und da schenkte sie der Madonna nicht bloß das versprochene Wachslicht, sondern in der Freude ihres Herzens auch ein silbernes Herz zu vier Lire.

\*) Aus "Neue Gedichte" von Clara Forrer. Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. Wir empfehlen diese schöne Gedichtsammlung allen Freunden der Poesie.

Serafino wuchs zu einem riesigen, stattlichen Burschen heran, mit einem Schwanz rabenschwarzer Locken und einem Paar Augen, deren strahlende Achte eine unvergleichliche Macht hatten, Soldi aus den Börsen der Damen zu locken. Er hatte ein Lächeln in Rot und Weiß, das unwiderstehlich war. Denn er hatte sich von Anfang an unter das Banner der frohen Armut gestellt; zu klagen und tragisch auszusehen, passte nicht für sein Temperament, ebenso wenig als die gewöhnliche Formel: „Ich sterbe vor Hunger“, zu seiner Beleibtheit und seinen roten Wangen passte. Warum seinen Beruf elender machen, als nötig ist? Das Sprichwort hat ganz recht: Gott licht die Lacher, und wer lacht, der zieht die Nügel aus dem Sarg.

Darum fühlte er sich nie recht auf seinem Platz im Leben, als er während der fünfundzwanzig ersten Jahre seiner Laufbahn zu den sogenannten ambulierenden Bettlern gehörte, d. h. solchen, wie sie überall in Italien auftauchen, wo ein Pilgerfest, ein Markt, eine Denkmalsenthüllung, ein Wettrennen oder eine andere Gelegenheit sich findet, um Soldi in Menge einzuholen. Es langweilte ihn, an den Straßen zu sitzen unter Dutzenden von Blinden, Armlosen, Nasenlosen und Fingerlosen, alle mehr oder weniger schmutzig, und in das Geheul einzustimmen: „La carità, Signore! La madonna l'accompagni!“ Es ermüdete ihn, den einen Tag ein paar Meilen weit hinaus in die römische Campagna auf das Divino-Almorefest, am andern Tag nach Grottaferrata oder Rocca di Papa und am dritten vielleicht hinauf nach Siena zu gehen. Sein Ideal war ein ruhiges bequemes Leben in der Sonne im Winter und im Schatten im Sommer und nach beendetem einträglicher Tagesarbeit ein reichliches Mahl und ein halber Liter Frascati. Serafino war von Natur gewiß unerhört habbüchtig und wurde es mit den Jahren immer mehr, aber in erster Linie war er ein Feinschmecker. Und dieses Vagabundenleben war nicht passend für einen, der auf bestimmte Mahlzeitsstunden und die Qualität der Gerichte Wert legte. Er verabscheute es, in der Eile ein Stück Brot oder Polenta zu verschlingen, um den Magen zu beschwichtigen und dann feuchend nach dem Bahnhof zu humpeln, um nicht zu spät zum Zug zu kommen.

Er hatte einige schwache Pläne, dem Vagabundenleben zu entsagen und sich eine geeignete, lukrative Kirchentreppe in Rom zu suchen. Er war geborener romano di Roma, und ein solcher sieht jeden Tag für verloren an, den er außerhalb der Mauern der ewigen Stadt zubringt. Aber da machte das Schicksal seiner Unschlüssigkeit ein Ende. Sein Onkel mütterlicherseits hatte das Monopol, den ledernen Vorhang vor der Tür einer kleinen Kirche S. Stanislao an der Via delle Botteghe Oscure zu hüften, und als der alte den Tod herannahen fühlte, testamentierte er

durch mündliche Übereinkunft mit der Priesterschaft der Kirche dieses Amt seinem Neffen. Serafino hätte eigentlich lieber sein Geld genommen, das der Onkel während seines langen Lebens erspart hatte, aber dieses sollte die Kirche erben und dafür einen Teil zu Messen für seine unsterbliche Seele verwenden, damit sie nicht allzu lange im Fegefeuer verweilen müßte.

Serafino freute sich anfangs über seinen ledernen Vorhang; so was wird einem selten umsonst zu teil in dieser schändlichen Welt und schön war es auch, nicht mehr herumziehen zu müssen; aber er fand bald, daß dieser Stanislao ein Lumpenheiliger war, dessen hauptsächlichstes Publikum aus einigen armen Polen bestand; überdies lag die Kirche gegen Norden an einer schmalen Gasse, wohin kein Sonnenstrahl drang und wo es immer so heillos zog. Ach, wenn man es vermöchte, sich einen Platz zu kaufen auf der hohen sonnigen Treppe von S. Agostino, direkt südlich, und der Geburtsmadonna zu dienen, die sich ihm ja schon einmal geneigt gezeigt hatte! Aber der alte blinde Lazzaro, der dieses fette Amt schon seit unendlichen Zeiten inne gehabt hatte, forderte 2000 Lire dafür.

Als der Winter mit seiner Kälte kam, wurde es unerträglich in der Via delle Botteghe Oscure. Er hatte das Glück, einen Taubstummen zu treffen, der den ledernen Vorhang für 50 Lire übernahm. So viel Geld hatte Serafino in seinem ganzen Leben nie besessen; er legte es in seine Brieftasche, die er auf der Straße gefunden hatte → leer, leider Gott — und es war eine schöne Grundlage zu dem Vermögen, das zu sammeln er sich vorgenommen hatte.

Während der langweiligen Stunden vor der Tür von S. Agostino hatte er einen prächtigen Plan entworfen. Indem er den Vorhang lüftete und erlauschte, was die Priester der Kirche unter sich sprachen, hatte er allerlei erfahren, was ihm von Vorteil sein konnte. Unter anderem hatten sie gesagt, daß der Prior von S. Maria della Concezione an der Piazza dei Cappucini die ständige Gewohnheit habe, im Beichtstuhl als Bedingung für die Absolution den beichtenden Damen als Pönitenz aufzuerlegen, eine Woche lang, so oft sie ausgingen, fünf oder drei oder zwei Lire, je nach Beschaffenheit ihrer Sünde, dem ersten Bettler zu schenken, dem sie begegneten. Der arme einfältige Prior hatte nicht genügend Phantasie, die Pönitenz zu variiieren und der Pastor, der dieses erzählte, lachte herzlich über ihn.

Dies war die solide Grundlage für Serafinos neuen Lebensplan. Er verkaufte seinen Platz bei der ersten sich bietenden Gelegenheit und wurde dann vorläufig ein äußerst fleißiger Besucher in der Kupuzinerkirche.

Er hatte bald erfahren, daß der Prior an den Freitagnachmittagen

beichtete. Und immer waren es vornehme Signoras in Seide und Plüschhüten, fast nie Weiber aus dem Volke.

Schon am ersten Freitag gelang sein Plan über alle Erwartung. Erst knüpfte er mit dem Kutscher der beichtenden Damen ein Gespräch an, und wie sie über dieses und jenes plauderten, vernahm Serafino die Adresse der Dame. Es war ein vornehmer Palast an der Via Cavour und eine kurze Strecke von dessen Tor entfernt, wo er schon um 9 Uhr des folgenden Morgens auf seinem Posten stand. Er mußte bis 11 Uhr warten, aber da kam die Signora herausstolziert, daß die Seide um sie rauschte, und Serafino ging ihr rasch mit ausgestrecktem Hut und einem muntern: „Buona passeggiata, Signorina!“ entgegen. Die Dame blieb stehen, zog ihre Börse und reichte ihm zehn Lire. Serafino nahm sie mit gutgespielter Überraschung und mit den üblichen Segenssprüchen. Aber als die Signorina fortgerauscht war, zeigte er ein Lächeln. Sie mußte nicht geringe Sünden in der Kapuzinerkirche gebeichtet haben!

Jeden Morgen der ganzen Woche wartete Serafino vor dem Tor der großen Sünderin; das zweite Mal sah sie verwundert aus, zum dritten sogar ein wenig erschrocken; aber Serafinos muntere Miene verriet nichts, und er empfing seine zehn Lire.

Am nächsten Freitag hatte er weniger Glück; die Signora, der er nachfolgte, war nur eine Zweilire-Dame, und in all den Jahren, da er diese Industrie fortsetzte, geschah es äußerst selten, daß die Pönitenz so streng war, wie das erste Mal; manchmal betrug sie nicht mehr als 50 Centesimi, aber gewöhnlich 2 Lire und dies war ja ein ganz prächtiges Taggeld. Er benahm sich immer so listig, daß niemand etwas ahnte, weder die andern Bettler auf der Treppe der Kapuzinerkirche noch die Türhüter, die er manchmal geschickt auszuholen wußte, um die Ausgangszeiten der betreffenden Damen zu vernehmen.

Die Brieftasche wurde sehr schnell umfangreicher.

Jetzt hatte er obendrein eine ganz prächtige Wohnung gratis gefunden. Nach dem großen Baukrach der achtziger Jahre waren mehrere halbfertige Herrschaftshäuser als Ruinen stehen geblieben, besonders vor der Porta Salaria. Dort befand sich ein Haus, das bloß ein Stockwerk hoch geworden war und ohne Dach und Türen stand und mit seinen leeren Fensterhöhlen unheimlich gähnte. Im Erdgeschoß aber war ein Zimmer, das aus irgend einem Grund einige Monate lang bewohnt gewesen und also mit Boden und Fenstern versehen worden war; wohl waren die Scheiben von mutwilligen Buben eingeschlagen, aber da war ja zu helfen. Serafino ging auf die Banca d'Italia, die die Ruine besaß, sprach dort mit einem hohen Herrn und wählte seine Worte so gut, daß er, als er die Bank verließ, die Erlaubnis erhalten hatte, mietfrei dort wohnen zu dür-

ßen in dem prächtigen Raum und dafür die Aufsicht über das Haus zu führen und dafür zu sorgen, daß nicht allzu große Zerstörungen von Müßiggängern und Vaganten angestellt würden, die an den Abenden zu den leeren Fensterhöhlen hinein kletterten und die Nächte dort verbrachten. Serafino nahm die Wohnung sogleich in Besitz, ließ ein tüchtiges Schloß an seine Tür setzen, kaufte sich ein Bett, einen Binsenstuhl, ein paar Matratzen, eine Spritflüche und einige Küchengeräte und darauf ging er und verheiratete sich.

Bräutigam war er schon seit der Stanislao-Zeit gewesen. Neben der Kirche stand eine Trattoria, eine recht gemütliche, mit Servierung im Garten, wo manchmal sogar reisende „Inglese“ vorlieb nahmen, und in dieser Trattoria befand sich eine Aufwärterin, die Domenica hieß und die dank der nahen Nachbarschaft mit ihm bekannt geworden war. Sie war eine anspruchslose, bescheidene arme Person, bis über die Ohren in ihn verliebt, etwas alt natürlich, nahe den vierzig, während er bloß dreißig war, aber sie hatte durch genaue Beobachtung in der Küche der Trattoria die Fertigkeit erlangt, recht gut zu kochen, und vom Gebirgsstädtchen, woher sie stammte, hatte sie eine Kiste selbstgewebter, unzerreibbarer Kleidungen mitgebracht, so daß sie also keine allzu teure Frau abgab. Sie wurden ordentlich verheiratet auf dem Kapitol und auch in der Kirche, denn Serafino war ein Ordnungsmensch und tat alles ganz; dann zogen sie in ihre Kammer vor der Porta Salaria, wo Serafino frisches Glas in das eine Fenster einsetzte und die Mängel des andern mit dickem Papier verklebte, so daß man es jetzt da drinnen hübsch warm hatte. Serafino nahm das Bett in Besitz und Domenica hatte ihren Schlafplatz auf einer Matratze in der Ecke. Er war fast immer gut und freundlich gegen sie, er hatte ja einen so braven Charakter, der prächtige Mensch, und daß er ihr kein Geld zu Speisen oder Kleidern abgab, das war dem Übereinkommen gemäß, so daß sie es also zum voraus wußte. Sie hatte ja den ganzen Tag Zeit, hinaus in die Campagna zu gehen und Eichorien und Makroblätter und andere gute Kräuter zu pflücken, aus denen sie dann mit ein wenig Salz und Suppe für sich kochte, und Brot erlaubte ihr Serafino jeden Tag zu kaufen, so daß es auch für sie langte. Ja, Serafino war ein guter Mensch, einen bessern hätte man nicht finden können.

Im Anfang hatte er sie mit sich hinausgenommen zum Betteln, aber sie verstand es gar nicht, sie mit ihren dummen Vorurteilen gegen Bettel — man denke, sie hatte geradezu Abscheu davor, die Hand gegen einen vorübergehenden auszustrecken, das habe man droben in ihrer Heimat nie getan, sagte sie. Überdies entdeckte er bald, daß sie il mal d'occhio, „böse Augen“, hatte. Sobald sie bei ihm war, wenn er in seinem Beruf draußen arbeitete, erhielt er nichts; es kam sogar vor, daß ihm die frechen Muß-

länder böse Worte zuwurzen. Er ließ sie darum daheim. Und um sich vollständig gegen ihre unglückbringenden Augen zu sichern, gewöhnte er sich ganz ab, sie bei Namen zu nennen, und so oft er heim zu ihr kam, griff er sich kräftig um den rechten Schenkel; dieses Mittel ist unfehlbar.

Serafino begab sich also an den Morgen allein auf den offenen Platz vor der Trinità dei Monti; denn es war sein bester Arbeitsplatz nächst der Kapuzinerkirche geworden. Dort droben hatte er Sonne oder Schatten, je nach Bedürfnis, im Frühling badete er in Rosenduft aus dem Nonnen-garten und hatte ganz Rom unter sich. Der Anblick wurde nie einformig. Der Menschenstrom nach und vom Pincio zog dicht an ihm vorüber, und es regnete reichlich Münzen, dank seinem unwiderstehlichen Lächeln und seiner angenehmen Manier, die „Kunden“ zu behandeln. Er feuerte drauf los mit seinen schönen, schwarzen Augen, lachte mit dem ganzen Gesicht, so daß die weißen Zähne schimmerten, und wünschte den Herrschaften angenehmen Spaziergang. Dies trug mehr ein, als alle Serapiaden, die die Leute nicht gerne anhören.

Um halb zwölf Uhr wurde es öde auf der Piazza, da hatten sich fast alle Spaziergänger vom Pincio entfernt, um nach Hause zu gehen und zu frühstücken. Dann kam auch für Serafino die Frühstückzeit. Er zog sein frisches, weißes Brot hervor, das Domenica am Morgen für ihn gekauft hatte, schnitt es entzwei und verspeiste es samt der Zukost, die er in einem Papier mit sich geführt hatte, entweder eine große Scheibe Bologna-Mett-wurst oder eine Portion Hühnerleber, und ließ es sich wohl schmecken. Gute Kost war teuer, aber die Brieftasche wuchs doch recht gut, man durfte nicht klagen. — Und dann kam die erfreulichste Arbeit des ganzen Tages.

Denn zwischen zwölf und drei Uhr ist der Pincio fast leer und diejenigen, die dann dorthin kommen, während ganz Rom frühstückt, haben gewöhnlich ein zweideutiges Geschäft. Es sind Liebespaare, die sich treffen, Frauen, die gestürzt kommen, um ihrem Liebhaber einen Zettel zuzustecken, oder Herren, die da drinnen in den Gängen umher gehen und bedeutungsvoll nach den wenigen Damen schielen, die zurückgeblieben sind. Serafino hatte nach und nach sein Publikum kennen gelernt. Zur dem und dem Offizier flüsterte er: „Sie kommt in fünf Minuten“ oder: „Sie ist noch nicht gekommen“; oder zu dieser oder jener Dame: „Er ist dort, aber nicht allein“, und nachdem diese im taktvollsten und vorsichtigsten Ton ausgesprochenen Worte im Anfang mit zornigen Blicken belohnt worden waren, vermochten sie doch bald Münzen herauszulocken und nicht nur Kupfer und Nickel. Wiederholte er als postillon d'amour gedient und er beging nie einen Irrtum oder eine Unvorsichtigkeit, er kompromitierte niemand und schließlich hatte er sich einen recht zahlreichen und gut

zahlenden Kundenkreis verschafft, besonders unter den ältlichen Engländerinnen.

War Nachmittagskonzert auf dem Pincio, so blieb er auf seinem Platz bis zum Ave Maria, denn es lohnte sich immer; aber sonst geschah es, daß er etwas früher nach Hause humpelte, um sich vor dem Mittag ein Schlummertündchen zu gönnen. Das Mittageessen hatte sie immer zur bestimmten Zeit für ihn bereit. Sie hatte wirklich ein ungewöhnliches Talent, die Makkaroni gerade recht weich zu kochen, und wenn sie die gewaltig dampfende Schüssel vor ihn hinstellte und die frisch duftende braune Tomatensauce in Ringeln über den weißen Berg goß, warf er ihr einen blickenden Blick zu, der der alten Närrin fast Herzklöpfen bereitete, und blieb in der Schüssel etwas übrig, nachdem er richtig satt war, so geschah es, daß er sie ihr edelmütig zuschob und sagte: „Sieh da, du sollst auch etwas Gutes haben!“ und dann wurde sie unfehlbar zu Tränen gerührt.

Zu und nach dem Essen trank er immer trotz der römischen Regel, daß man nach Makkaroni nur Wasser trinken soll, einen halben Liter goldigen Frascatiwein, von einer besonders vortrefflichen Sorte, den sie in einem bestimmten Laden weit drunten in der Stadt für ihn kaufte. Aber von dem Wein kostete sie nie, der mußte aufbewahrt werden.

Als Serafino älter wurde und die Locken ergrauteten, da bemerkte er, daß sein unwiderstehliches Lächeln immer weniger gewinnend als früher zu werden begann. Nun verschaffte er sich einen Bundesgenossen, einen kleinen, schwarzen Pudel, den er in einem rotseidenen Rock mit Goldborden und einem kleinen Ketten Strohhut mit blaßroten Rosen kleidete. „Moretto“ machte großes Glück bei den Spaziergängern und wenn er sich aufrecht auf die Hinterbeine setzte, mit der kleinen Bettlerschale zwischen den Zähnen, und mit den Vorderpfoten winkte, dann kam ein Schauer von Münzen. Es war ein rührender Anblick, wenn dann der stattliche Bettler den kleinen reizenden Hund auf die Arme nahm und ihm einen schallenden Kuß auf die Stirne gab.

Ta, diese Idee war nicht übel gewesen, das erkannte er an der Brieftasche. Sie war nun so dick, daß sie in ihrem Versteck kaum Platz fand.

Eine der sechs kantigen Bodenplatten in seiner Stube war nämlich von Anfang an locker gewesen, und daß das Bett just darüber stand, paßte ganz gut. Er hatte ein wenig von dem Lehm unter der Steinplatte fortgescharrt und in dem so entstandenen leeren Raum verwahrte er seinen Schatz. Er wußte sehr gut, daß Domenica das Versteck kannte, aber das tat nichts, denn sie war treu wie Gold. Er teilte ihr nie mit, daß er Ersparnisse habe, und sie erzählte es auch keinem Menschen, denn sie ver-

stand, daß es seinem Beruf geschadet haben würde. Serafino ging ja selbst vorsichtig zuwege; wenn er in eine Note umwechseln mußte, um in seiner Brieftasche Platz zu machen, so ging er immer allein und verrichtete dieses Geschäft in irgend einem Stadtteil, wo er nicht bekannt war, und wenn es sich darum handelte, kleine Noten in eine recht große zu verwandeln, so gönnte er sich eine Reise nach Frascati oder Albano; Domenica merkte das Resultat immer am folgenden Tag an der Brieftasche.

Sie empfand fast ebenso große Freude daran wie er, zu sehen, wie der Inhalt wuchs. So oft ein neues Hundert voll wurde, war ja ihr Mann in so ungewöhnlich guter Laune; dann leistete er sich ein gebratenes Huhn zum Nachtessen — um dem Klatsch der Nachbarn zu entgehen, mußte es fertig gebraten weit draußen in der Nähe des Pantheons gekauft werden — und sie und „Moretto“ konnten die Knochen benagen. Darauf trank er einige Gläser Marsala und nahm sie auf das Knie und sang und erzählte Geschichten und war so munter und froh, der gesegnete Mensch Gottes . . . .

Domenica selbst dachte gar nicht daran, daß etwas von dem vielen Geld in der Brieftasche zur Verbesserung ihrer Lage verwendet werden könnte, denn sie war zufrieden mit ihrer Stellung. Das Geld konnte natürlich von Nutzen sein, wenn Serafino alt wurde oder nicht mehr in seinem Beruf arbeiten möchte.

Aber was sie grämte, das war, daß sie Serafino nicht um ein wenig von diesem Geld bitten durfte, um ihrer armen Schwesternstochter mit allen ihren sieben Kindern drüben auf der andern Seite des Tiber zu helfen. Ersilia war mit einem Fahrkartenstempler auf der Bahnhofstation Trastevere verheiratet, und bei seinem elenden Lire-Taglohn mußte die Familie natürlich Hunger leiden. Es zerriß Domenica das Herz, wenn sie die armen Kinder so abgemagert sah, so oft sie sie besuchte, ja, wenn sie doch nur Serafino um eine einzige kleine Münze dann und wann hätte bitten dürfen; aber er würde nein geantwortet haben, das wußte sie, er hatte ja Ersilia hinausgejagt, als sie ein paar Male aus eigenem Antrieb hergekommen war, trotz der Warnungen Domenicas, daß sie ihn ja nicht um ein wenig Hilfe bitten solle . . . und wenn er dann fluchte und sich verschwör, daß er nicht einen Soldo mehr habe, als er für den Tag gebrauche, da war es bitter, wenn sie an die Brieftasche unter der Steinplatte dachte . . .

Aber dann fiel es Domenica ein, daß sie vielleicht selbst ein wenig Geld verdienen könnte. Nicht durch Betteln, das war ihr zu sehr zu wider, sie wußte nicht warum. Aber durch Arbeit. Sie ging und bot sich als Aushilfsfrau in den bessern Häusern des Viertels an und weil sie bescheiden und sauber aussah und geringe Lohnansprüche machte, so gelang es ihr, in ein paar Familien zu kommen, wo sie einen Tag in der Woche die

gröberen Arbeiten und was es sonst gab, verrichten konnte. Das griff den Körper an, denn die Gicht begann ihr in der letzten Zeit hart zuzusetzen, und sie hatte so große Mühe, sich zu bücken, daß sie kaum noch ihre Suppenkräuter wie früher auf der Campagna zu pflücken vermochte. Sie war ja alt — sieben Jahre älter, als sie Serafino angegeben hatte — zum Mittsommer sechsundsechzig. Indessen konnte sie jetzt ein paar Lire in der Woche verdienen, die sie nach Traftevere trug. O, war das eine Freude auf beiden Seiten! Und das Bewußtsein, ihre Pflicht getan zu haben, ermöglichte es ihr, Serafinos Zorn auszuhalten, als sie ihm davon erzählte.

„Ja so, du meinst also, du müßtest für dieses Lumpenpack arbeiten,“ schnauzte er, „so daß du dein Hauswesen nicht mehr besorgen kannst und mir vielleicht obendrein noch erkrankst? So, also Geld verdienen kann sie, der Mensch! Es würde nicht zu viel sein, wenn du es lieber mir übergeben würdest, damit ich mich nicht allein für unsere Versorgung abracken muß. Nun ja, wenn du so viel Geld verdienst, daß du so große Summen zu verschenken vermagst, so ist es nicht mehr als billig, daß du dein tägliches Brot allein bestreitest. Von nun an wird nur noch für mich allein Brot ins Haus gekauft.“

Dies war vielleicht nicht ganz richtig von Serafino, dies; aber eigentlich hatte er ja Recht und das Geld, das sie verdienen konnte, genügte wohl auch zu Brot für sie selbst, sie war ja nie eine Vielesserin gewesen. Wenn nur nicht die Gicht ihr zu hart zusegte und die Herrschaften mit ihr zufrieden waren .... Jeden Samstag brachte sie Ersilia in Traftevere, was sie im Lauf der Woche hatte verdienen können, und am Abend mußte sie Serafino immer Rechenschaft darüber ablegen, um wie viel sie „das Haus betrogen“ hatte, wie er sich ausdrückte; aber mochte er noch so gehässig von ihren Verwandten sprechen, sie konnte doch nicht ihrer Liebe zu den armen Kindern entsagen, und Serafino war so edelmüsig, daß er sie nicht mit Gewalt zwingen möchte, wie er wohl gekonnt hätte; das verbot ihm seine „Humanität“, wie er sagte; er hatte oft so vornehme, unbegreifliche Worte im Mund.

Aber da kam das Unglück mit einem einzigen Schlag über sie, und alles stürzte zusammen.

Der Anfang bestand darin, daß sich in Rom ein Verein gegen Bettelai bildete, eine Liga, die ihre besondere Polizei hatte; Serafino hatte selbst einen davon gesehen, einen schwarzgefleideten Mann mit einem Stock .... Er war ganz wütend. Sollte man jetzt nicht einmal mehr seinen ehrlichen Beruf ausüben dürfen? Derartiges würde gewiß vor 1870 zur Zeit der päpstlichen Regierung nicht möglich gewesen sein. Aber wenn er in seiner Arbeit gehindert wurde, so mußte wohl Domenica sie

beide versorgen können, sie, die so viel Geld hatte; er hatte sie beide zwanzig Jahre lang versorgt, nun war die Reihe an ihr...

Am gleichen Tage erhielt er eine neue Hiobsbotschaft: Die Banca d'Italia wollte ihr Haus fertig bauen, und man hatte ihm eine Woche vorher die Wohnung gekündigt.

Er wütete, daß ihm der Schaum aus dem Mund drang. Sollte er nun auch noch Miete bezahlen? Da lebte man in einem sauberen Staat! Vor 1870 würde der Papst nie erlaubt haben, daß seine Bettler so behandelt würden. Aber daran waren die Regierung und die Freimaurer schuld.... che possino ammazzar!

Er war so erschüttert, daß er, trotzdem es Freitagnachmittag war, nicht wie gewöhnlich zur Kapuzinerkirche gehen konnte. Ja, da sah man, wie die hohen Herren die Armen bestahlen! Aber er wollte nicht ausziehen, er wollte seine Tür vor der Nase des Direktors der Banca d'Italia versperren, vor diesem Hundesohn —! Sie mußten ihn erst herausräuchern, wie man die Bienen aus einem Korb räuchert....

In der Nacht konnte er vor Entrüstung kein Auge schließen und das erste, was er am Morgen vernahm, als er ausging, um sich an seinen gewöhnlichen Arbeitsplatz zu begeben, war, daß Lazzaro auf der Agostinotreppe gestern seine Rechte für fünfhundert Lire an einen wirklichen Blinden verkauft habe! Die Priesterschaft der Kirche hatte nämlich entdeckt, daß Lazzaro sie während seines ganzen langen Lebens getäuscht hatte, denn er war nicht blind, und als sie ihn nun fortzujagen drohten, beeilte er sich, den Platz auf der Treppe um jeden Preis zu verkaufen.

Dies war der tödliche Schlag für Serafino. Er hatte vor vielen Jahren Lazzaro 1500 geboten, und jetzt hatte dieser den Platz für 500 verkauft! Nicht daß Serafino diese Agostinotreppe eigentlich begehrt hätte, denn diese Madonna war ja eigentlich nur für Wöchnerinnen, und er hatte es gegenwärtig viel besser; aber daß ein anderer für 500 bekommen hatte, wofür er einmal 1500 geboten hatte! Das war fast mehr, als was man zu überleben vermochte. Er mußte sich gegen die Hauswand lehnen, er fühlte sich völlig krank, und der Berufsgenosse, der einäugige Beppino, der die empörende Geschichte erzählt hatte, riet ihm, nach Hause zu gehen und sich zu Bett zu legen, was er auch tat.

Er wurde wirklich krank. Er lag da und vermochte nicht zu sprechen, verzehrte den ganzen Tag nicht einen Bissen, trank bloß Wasser, sein Durst war unlöslich.... und am Vormittag sah Domenica, daß sein Gesicht gelb war, wie eine Zitrone. Sie war zu Tode erschrocken und verzweifelt; aber es war, als stecke ein Pfropfen in ihrer Kehle, und sie konnte nicht weinen.

„Soll ich einen Priester holen, damit er die Krankheit in deinem

Körper beschwört?" fragte sie, denn so hatte man es in ihrem Bergstädtchen in solchen Fällen immer gemacht.

„Nein, keinen Schwarzrock!" stöhnte er. „Die Priester in S. Agostino haben mich umgebracht. Kein Priester sollte einen Soldo von meinem Geld haben — .... wenn ich solches hätte.“

Er hätte ihr, dem Menschen, ja befehlen können, einen Arzt zu holen, aber das kostete ja auch Geld, und er mußte ja doch sterben, das fühlte er.

Die ganze Nacht fieberte und phantasierte er. Domenica saß an seinem Bett und befeuchtete seine heiße Stirne mit nassen Lumpen. Sie fühlte sich innerlich wie gelähmt, sie vermochte nicht einen ordentlichen Gedanken zu denken. Alles war so unheimlich; sogar Moretto winselte im Schlaf.

Gegen Morgen atmete Serafino ruhiger, und die Stirne war weniger heiß, aber sein Gesicht war noch gelber als früher.

„Domenica,“ hörte sie ihn sagen und sie fuhr erschrocken zusammen. Länger als zwanzig Jahre lang hatte er sie nicht bei Namen genannt, um nicht ihren „bösen Augen“ Gewalt zu geben, und nun . . . nun . . . da er wußte, daß er sterben mußte!

„Bist du da?“ fragte er.

„Ja.“

„Wenn ich begraben werde, will ich viele Kapuzinermönche mit Wachsfächer vor dem Leichentragen haben. Das kostet gewiß Geld, aber ich will nicht wie ein Hund begraben werden. Ich spende 50 Lire. Du weißt, wo sich das Geld befindet.“

„Ja.“

„Ja so, du weißt es?“ Er versuchte sich aufrecht zu setzen und sie anzusehen.

„Ja, in der Brieftasche unter der Bodenplatte.“

Er sank zurück und begann wieder keuchend zu atmen, aber es geschah vielleicht aus Zorn.

„Wenn ich tot bin, kannst du zehn Lire auf deine Rechnung aus der Brieftasche nehmen, aber nicht mehr, hörst du, nicht mehr. . . . hörst du, nicht mehr!“

„Nein, nicht mehr,“ antwortete sie demütig und schlaff.

„Und nicht einen Soldo von meinem Geld darfst du deinen Verwandten geben, diesem Lumpenpack. Ich weiß wohl, daß alles, was ich zusammengerackt habe, Ihnen in Bausch und Bogen zufallen würde, wenn du nach deinem Belieben verfahren könnest, aber das darf nicht geschehen. Ich verbiete es dir. Und du bist ja immer eine gehorsame Frau gewesen, Domenica. Ich würde keine Ruhe im Grab finden, wenn ich wüßte, daß du mein Geld an deine Verwandten verschwendetest. Damit ich sicher sein kann, mußt du, wenn ich in den Sarg gelegt bin, die Brieftasche nehmen,

wie sie ist und sie auf meine Brust unter das Hemd legen und sie mit mir begraben lassen. Dort ist sie sicher, das weiß ich."

Domenica wußte kein Wort zu erwidern. Sie saß nur und starrte ihn an. War es möglich, daß er jetzt nicht phantasierte?

„Schwöre mir, daß du mir die Brieftasche auf die Brust unter das Hemd legen und mit begraben lassen willst! Schwöre es mir bei deinem Leben!"

Er schwieg und sah nach der Tür. Der einäugige Beppino kam herein, um sich nach dem Kranken zu erkundigen.

„Ich kann einen Augenblick bei ihm bleiben," sagte er. „Wenn Ihr draußen in der Stadt zu tun habt, so besorgt es, während ich unterdessen hier bleibe und ihm Gesellschaft leiste."

Sie wollte ihren Mann nicht verlassen, aber da fiel ihr ein, daß sie von einer arbeitgebenden Herrschaft eine Strecke weiter droben in der Straße erwartet wurde. Sie eilte dorthin, so schnell sie konnte, um abzusagen und blieb nur einige Minuten aus. Als sie zurückkehrte, begegnete ihr Beppino in der Tür. Er trug Moretto in seiner Galatracht, dem roten Rock und dem Strohhut mit Rosen darauf, auf dem Arm.

„Ich bat ihn alter Freundschaft halber um den Hund," sagte Beppino. „Ihr habt ja keinen Nutzen von ihm. Ich gehe und lade die Begegnungsbrüderschaft ein; er hat gewiß nicht lange mehr zu leben."

Als Domenica eintrat, lag Serafino und zupfte an der Decke. Er antwortete nicht, als sie ihn anredete, und sah sie mit einem so seltsam leeren Blick an.

„Serafino, willst du von mir gehen und mich allein lassen?"

Aber es war, als wenn er sie nicht hörte. Da machte sie einen letzten Versuch.

„Du sprachst von deinem Geld, Serafino . . . von der Brieftasche . . . der Brieftasche."

Aber er blieb liegen und zupfte. Nur unartikulierte Laute kamen über seine Lippen während des ganzen langen Tages und der noch längeren Nacht. Bei Tagesgrauen starb er.

Als sie verstand, daß es zu Ende war, steckte sie ein paar brennende Kerzenstummel in den Hals zweier leerer Weinfäschchen, denn Leuchter hatte sie keine, und stellte sie zu jeder Seite des Kopfkissens auf. Darauf holte sie die Brieftasche aus ihrem Versteck, steckte sie in den Busen und hockte sich in einem Winkel nieder, schlaff den Toten anstarrend. Ihr armes einfältiges Gehirn versuchte zu arbeiten, aber es war, als würde es von einer harten Hand umklammert und gelähmt. Nicht eine Träne konnte sie weinen.

Als es Morgen wurde, hörte sie Menschen kommen und gehen, sie sah

Beppino und andere Männer, hörte Stimmen, verstand aber kein Wort von dem, was sie sagten. Jemand zupfte sie am Arm. Dann wurde es wieder leer im Raum; aber sie sah, daß man die Weinflaschen mit ein paar hohen Leuchtern mit neuen Kerzen vertauscht hatte. Sie erhob sich mit Mühe und mußte sich an der Wand festhalten, um nicht zu fallen. Als sie ein paar Schritte über den Boden machen konnte, bemerkte sie, daß Serafino schon in den Sarg gelegt war. Da fiel ihr etwas ein, was er gesagt hatte. Sie zog mechanisch die Briefflasche hervor, nahm eine Banknote zu 50 Lire und eine zu 10, steckte sie in die Tasche und verbarg dann die Briefflasche wieder hinter dem Leibchen. Sie sollte mit in den Sarg, „auf die Brust unter das Hemd“, aber sie mußte sich zuerst bedenken. Denken . . ., wenn das Denken nur nicht so schwer wäre. Sie drückte beide Hände hart gegen die Stirne, als sie wieder in ihrem Winkel saß, und versuchte sich alles vorzustellen, was so plötzlich über sie gekommen war. Aber alles war bloß grauer Nebel . . . .

Da hörte sie wieder Stimmen und sah einen Haufen maskierter Männer in der Stube. Es war die Bruderschaft. Sie erhob sich, reichte die Fünfziglirenote hin und sagte:

„Für das Begräbnis. Er wollte viele Mönche mit Wachskerzen haben.“

Sie versuchten mit ihr zu sprechen, Fragen an sie zu stellen, aber sie verstand nichts. Zwei von ihnen nahmen sie zwischen sich und führten sie hinaus auf den Hof. Dort ließen sie sie auf den Binsenstuhl setzen, den sie herangetragen hatten. Die frische Winterluft würde ihr vielleicht gut tun.

Und sie tat ihr wirklich gut. In ihrem Kopf wurde es ein wenig klarer. Sie dachte an die Briefflasche, sie mußte ja hinein gehen und sie unter das Hemd auf Serafinos Brust legen. Die Briefflasche mit all dem vielen Geld. Sie sollte in der Erde vermodern, so wie er es hatte haben wollen. Und sie, wovon sollte sie leben, alt und gichtbrüchig und hilflos, wie sie war? Und die armen Kinder Ersilia? Nun brauchten sie doch nicht mehr zu hungern, wenn sie so viel Geld hätten. Denn das Geld gehörte ihr, sie würde ihren Mann beerben. Sie erhob sich entschlossen, wie um sogleich zu Ersilia zu gehen. Aber da hörte sie seine Stimme ganz deutlich: „Nicht einen Soldo von meinem Gelde darfst du deinen Verwandten geben. Ich würde keine Ruhe im Grab finden.“ Sie sank wieder auf den Binsenstuhl, und die grauen Nebel schlügen wieder von neuem um sie zusammen. Aber es war, als wenn die Wintersonne durchgebrochen wäre und sie wärmete; es war behaglich, hier zu sitzen. Sie glaubte fast geschlafen zu haben, als sie von Ersilias Stimme geweckt wurde. Sie sah auf, die Schwester Tochter stand vor ihr.

„Ich kam ganz zufällig her und vernahm alles. Hier kannst du nicht länger sitzen. Komm mit heim zu mir.“

Sie wollte sie fortführen, aber Domenica widersegte sich.

„Nein, noch nicht . . . ich habe zuerst etwas da drinnen auszurichten.“

Sie riß sich von Ersilia los und lief fast in das Zimmer hinein. Dort fand sich niemand mehr als der Tote. Sie hatten ein Taschentuch über sein Gesicht gebreitet. Die beiden Herzen flackerten im Luftzug von der Türe her, die sie hinter sich offen gelassen hatte. Sie sah sich um. Ersilia hatte sie nicht herein begleitet. Niemand sah sie, jetzt konnte es geschehen. Sie zog die Brieftasche hervor und wollte sie just „auf der Brust unter dem Hemd“ verbergen.

„Domenica!“ rief Ersilia draußen auf dem Hof.

Ersilia . . . und die Kinder . . . nein, sie konnte nicht. Sie bückte sich, drückte einen langen Kuß auf die gelbe, eiskalte Hand des Toten, barg die Brieftasche wieder im Busen und schwankte hinaus.

Daheim bei Ersilia führten sie sie sogleich zu Bett und bedeckten sie mit allem, was sie von ihren armeligen Lumpen entbehren konnten, denn sie fror und ihre Zähne klapperten; sie hatte auf dem ganzen Weg nicht ein Wort gesagt. Sie wollte nicht ein einziges Kleidungsstück ausziehen und es war so vielleicht auch am besten, denn es fand sich kein Herd im Raum. Als sie spät am Vormittag erwachte, da als sie gierig, was Ersilia ihr gab, war aber ebenso schweigsam, wie früher. Sie hörte die Kinder draußen auf dem Hof lärmten, aber sie wollte sie nicht sehen. Sie mußte heim zu Serafino.

„Serafino ist fort; er wurde gestern abend begraben,“ sagte Ersilia.

Domenica blieb einen Augenblick stumm mit starren Augen sitzen. Sie müsse jedenfalls heim, sagte sie. Hier könne sie nicht bleiben. Sie müsse allein sein und denken. Man vermochte sie nicht zurückzuhalten und niemand durfte sie begleiten. Sie war jetzt stark, nachdem sie geschlafen und gegessen hatte. Sie würde wohl allein zu gehen vermögen.

Als sie in ihren leeren Raum kam, wollten doch die Tränen nicht kommen. Siebettete Serafinos Bett auf, rückte da und dort etwas zurück und kehrte den Boden und hob mechanisch die lockere Steinplatte, wie sie so oft getan hatte, wenn er nicht daheim war. Die Brieftasche war fort! Sie fuhr auf. Ja gewiß, sie hatte sie ja im Busen, sie lag so schwer dort, wie ein Stein . . . und sie hätte in Serafinos Sarg liegen sollen! Jetzt war es zu spät.

Sie ging nach ihrer Ecke, setzte sich dort nieder und wiegte den Oberkörper hin und her. Was sollte sie vornehmen? Auf den Kirchhof gehen, sie bitten, das Grab wieder zu öffnen und —? Nein, man würde sie für verrückt halten und ihre Bitte nicht erfüllen. Sollte sie zur Beichte

gehen und den Priester um Rat fragen? Nein, er würde ihr nur raten, das Geld der Kirche zu geben und Serafino hatte ja gesagt: kein Priester soll einen Soldo von meinem Geld haben.

Aber würde sie leben können, ohne Serafinos letzten Befehl vollzogen zu haben? Es versteht sich, sie hatte ihm ja nichts versprochen, sie hatte nicht antworten können, weil Beppino kam und ihr Gespräch unterbrach, und nachher war Serafino nicht mehr beim Bewußtsein gewesen. Sie beging also keinen Meineid. Und wer wußte, ob er nicht phantasiert hatte?

Sie zog die Brieftasche hervor und versuchte den Inhalt zu zählen. Aber ihre Hände zitterten heftig und sie konnte es sich nicht recht klar machen, wie viel es eigentlich war. Aber viel Geld war es . . . und dieses mußte sie entweder sich selbst und Ersilia's Kinder oder — dann dem Toten stehlen, dem es eigentlich gehörte.

Sie sah sich müde in der Stube um. Binnen vier Tagen mußte sie sie verlassen. Wohin sollte sie dann gehen? Ersilia würde ihr vielleicht einen Winkel gewähren, wo sie ruhig schlafen könnte. Aber die Nahrung? Zu arbeiten vermochte sie nicht mehr. Und betteln — betteln, was ihr immer ein Greuel und Schrecken gewesen war? Sie sah sich selbst an der Brustwehr vor der Trinità dei Monti stehen und die Hand gegen die Vorübergehenden ausstrecken. . . .

Es dämmerte im Raum und noch wußte sie nichts. Ihr Kopf war schwer vom vielen Denken und sie ließ ihn auf die gefreuzten Arme nieder sinken. Ein großes Dunkel umschloß sie und in diesem Dunkel stand ihr Serafino, jung und schwarzlockig wie damals, als sie ihn zum ersten Mal sah, mit roten Lippen und strahlenden Augen, und sie hörte seine Stimme und sie klang so froh und freundlich, wie wenn er bei recht guter Laune war, und er sagte laut, direkt vor ihr:

„Du bist ja immer eine gehorsame Frau gewesen, Domenica . . .“

Sie begriff, daß sie geschlafen und geträumt hatte. Sie tastete sich nach der Tür und ging hinaus. Die Gaslaternen brannten auf den Straßen, es war kalt und sie sah keinen Menschen; es war gewiß spät. Sie mußte sich beeilen, um Ersilia noch wach zu finden, denn sie wollte jetzt zu ihr gehen. Sie entfernte sich mit raschen Schritten und fühlte sich so ungewöhnlich stark. Als sie auf den Platz vor dem Kapuzinerkloster kam, sah sie, daß ein Feuer auf dem steinernen Pflaster drüben in der Via dei Cappucini brannte. Sie ging um die Ecke und näherte sich dem kleinen Feuer, das aus Kehricht, Stroh und Abfällen bestand. Der Straßenkehrer, der es angezündet hatte, stand unter einem Tor und schwätzte mit einem Weib.

Ohne sich zu bedenken, zog Domenica hastig die Brieftasche hervor,

nahm das Geldhäufchen und warf es ins Feuer, das dem Verlöschen nahe war. Es flackerte mit blauer und gelber Farbe auf, und dann war es geschehen.

„Was verbrennen Sie da?“ fragte der Mann, der sich bei dem plötzlichen Schein umgewendet hatte.

„Eine alte leere Brieftasche,“ antwortete Domenica und warf sie auf den rauchenden Aschenhaufen.

Dann kehrte sie sich um und setzte rasch ihren Weg fort. Sie ging so leicht, als wenn sie Flügel hätte.

Am folgenden Tag stand sie, mit einer leeren Blechflasche auf dem Arm, in der langen Reihe der Armen, die auf die Suppenauflistung im Kapuzinerkloster warteten.

(Autorisierte Übersetzung von Friedrich von Känel.)

---

## Kulturgeschichtliche Skizzen vom Gestade des Locarner-Sees,

von M. Th.

### I. Nach Welschland.

„Um des Himmels Willen! Doch nicht mit dem Wetter beginnen! — Das verstößt doch gegen alle Regeln guten Anstandes und verrät barbareische Bildung.“

Aber wenn nach Wochenlangen Regengüssen einem die liebe Sonne wieder einmal warm auf den Buckel brennt, wenn man Türen und Fenster aufreißt, den schier fremd gewordenen Gast hereinstrahlen zu lassen in Haus und Herz, wenn die Nebel aus den Tälern weichen und vor dem strahlenden Himmelsslicht auch all jene trüben, traurigen Truggebilde in der Menschen Seele zerstieben, — wenn einem zur Fahrt über den Gott-hard der duftigste Herbsttag in unbeschreiblicher Glorie aufgegangen ist — dann findet's vielleicht auch der blaßesten Bildungsphilister verzeihlich, wenn einem über solchem Reisewetter das Herz warm wird und man mit dem Wetter beginnt.

„O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust, da weht Gottes Odem, so frei mir in die Brust.“ Und doch, nicht alle ziehen frohgemut hinaus. Jener stämmige, schwarzlockige Tessiner, als er von Gordola aus zum letzten Male des Tales seiner Heimat und Jugend ansichtig ward, aus dem er mit andern frohen Kameraden nun übers Weltmeer, nach Amerika zog, hat geheult wie ein Kind und das Antlitz vor Schmerz in den Händen geborgen. Ins Wandern mischt sich das Abschiednehmen. Es